

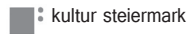
Hedwig Winger **Texte**

Hedwig Wingler

Erinnertes und nicht Erinnertes

Texte

Die Herausgabe dieses Buches wurde unterstützt von:



Stadt Köflach



stadtwwerke köflach



Impressum

Herausgegeben von Franz Dampfhofer, Verein Provinz-Aktion Weststeiermark

Buchgestaltung: Franz Dampfhofer

Lektorat: Andrea Stift

edition keiper, April 2013

ISBN: 978-3-902901-14-9

Druck: Druckerei Theiss GmbH, 9431 St. Stefan i.L.

Kein Druck des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftlicher Genehmigung von Franz Dampfhofer und der Autorin reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© Abbildungen und Text bei der Autorin



www.editionkeiper.at

Inhalt

Erinnertes und nicht Erinnertes	6
Porträt-Skizzen	19
Gedichte 1	30
Steirische Stücke	42
Intermezzo mit Kunst	49
Familiäres	67
Gedichte 2	93
Sophokles, Chorlied aus der Antigone	102
Biografie	103

Erinnertes und nicht Erinnertes

I. Rund um den Zigöllerkogel

Da die Welt rund ist, kann jeder Punkt ein Ausgang und ein Endpunkt sein. Ich verbrachte die ersten zehn Jahre meiner Kindheit im weststeirischen Braunkohlerevier. Die Luft war rußig und es setzten sich kleine Rußflocken auf die Wäsche, wenn sie zum Trocknen draußen hing. – In besten Zeiten arbeiteten im Tagebau und unter Tage hier 7.000 Bergleute. Um dem Tagebau Platz zu machen, wurde mein Geburtshaus in Rosenthal – Haus meiner Großeltern Hedwig und Georg Hochhauser – mitsamt der dazugehörigen Schamotte-Fabrik im Jahr 1943 enteignet, gegen eine finanzielle Entschädigung, denn die Eigentümer waren keine Juden. Der Gebäudekomplex wurde von der Bergbau-Gesellschaft abgerissen und wick dem Tagebau. Im Jahr 2004 wurde die letzte Grube unseres Reviers geschlossen, und das Gebiet um die ehemalige Schamotte-Fabrik und den Tagebau ist lange schon zugeschüttet und inzwischen rekultiviert. An der Stelle meines Geburtshauses befindet sich heute ein Teich, der die Wässerchen des zum Erholungsgebiet aufgewerteten Geländes auffängt.

Meine Eltern Herbert und Hedwig Tax zogen mit mir 1940, als ich ein Jahr alt war, von Rosenthal nach Köflach. Zwei Jahre nach mir wurde 1941 meine Schwester Gudrun geboren. Wir wohnten im Gemeindehaus mit fünf anderen Familien, Adolf-Hitler-Straße, Ecke SA-Straße. Ohne Umzug wechselte im Mai 1945 unsere Anschrift in Ecke Viktor-Suppan-Straße. Der Namensgeber Suppan war ein von den Nazis ermordeter Widerstandskämpfer. Die Adolf-Hitler-Straße – sie hatte bis 1938 den Namen des – ebenfalls von Nazis ermordeten – Austrofaschisten Engelbert Dollfuß gehabt, was ich erst um das Jahr 2010 bei zufälligen Recherchen im Bauamt Köflach erfuhr –, wurde erst in Hauptstraße und später in Judenburgerstraße umbenannt.

Dieses Schicksal der Umbenennung widerfuhr in Köflach auch der heutigen Barbara-Siedlung, die 1939 bis 1941 als Hermann-Göring-Siedlung errichtet wurde, übrigens nur fragmentarisch. Denn die zweite, auf dem Papier geplante Hälfte der Siedlung kam nicht zustande, sie sollte auf der damals und heute noch vom Köflacher Friedhof eingenommenen Fläche entstehen, auf der Westseite der Piberstraße. Der Friedhof sollte verlegt werden. Der Plan wurde nicht umgesetzt, nicht etwa, weil es dagegen Widerstand gegeben hätte, sondern weil ab dem Jahr 1941 die Errichtung von zivilen Bauten im Dritten Reich eingestellt wurde angesichts der Notwendigkeit, nur mehr für militärische Gebäude und für Kriegszwecke zu bauen. Allerdings war nicht gleich nach 1945 die Heilige Barbara erwünscht als Namensgeberin, sondern opportun schien es, die Wohnungen der Arbeiter erst einmal mit dem Namen Ostsiedlung zu würdigen. Es war mir bis jetzt nicht möglich, das genaue Datum der Umbenennung zugunsten der Heiligen, sozusagen der religiösen Umwidmung, festzustellen. – Es ist interessant, dass wie schon gesagt gegen die geplante Verlegung des Friedhofes um 1940 keine Proteste bekannt sind.

Die Planung der Hermann-Göring-Siedlung erfolgte von der Zentrale der Hermann-Göring-Werke in Linz, die wiederum abhing vom Berliner Büro des Hermann Rimpl, der im ganzen Deutschen Reich unzählige solcher Siedlungen, ja ganze Städte entwarf.

Ich soll gesagt haben: »Solange der Hitler lebt, sag ich Heil Hitler, dann sag ich Grüß Gott«, als ich einmal an der Hand meiner monarchistisch gesinnten Großmutter Maria Tax durch den Ort ging; sie pflegte mit Grüß Gott zu grüßen. Freilich kann ich mich selber nicht daran erinnern, es wurde mir erzählt. Lebendig ist bis heute, dass die Semmeln 5 Pfennig kosteten; ich holte sie zum Frühstück beim Bäcker Kucharz. Die Bäckerei war nur drei Häuser von unserer Wohnung entfernt und leicht zu finden, denn gleich daneben war der Spengler Juhasz. Die Poesie der Reime dieser Namen machte fröhlich. – Ab einem gewissen Zeitpunkt kosteten die Semmeln dann 30 Groschen, und wahrscheinlich kam damit auch mein Wechsel zum Grüß Gott einher. – Das rothaarige Ehepaar Kucharz verlor, wie ich später erfuhr, einen Sohn im Zweiten Weltkrieg. Herr Juhasz war alleinstehend und mochte Buben, was ich aber auch erst später erfuhr. Übrigens sprach man die Namen »Kuchatsch« und »Juchatsch« aus.

Ich kam mit zehn Jahren nach Graz auf einen sogenannten Kostplatz, um das Gymnasium besuchen zu können, ohne täglich als Fahrschülerin die GKB nutzen zu müssen. Mit 28 Jahren ging ich nach Deutschland, wo ich mich beruflich wohler fühlte und auch besser gestellt war als an der Grazer Universität. Dort hatte ich drei Jahre lang als Hochschulassistentin gearbeitet, und immer noch bin ich dafür dankbar. Doch boten mir die Umstände in Darmstadt an der Technischen Hochschule mehr Möglichkeiten der beruflichen Entwicklung. Nach dem familiär bedingten Umzug nach Berlin–Charlottenburg im Jahr 1973 und nach Erreichen der Altersgrenze, wie es so unverblümt heißt, also beim Beginn des Rentenalters, zog ich im Sommer 2000 nach Köflach zurück. Es gibt einige Erinnerungen an die frühen Jahre.

Die ersten Persönlichkeiten, die mich als kleines Kind in Köflach beeindruckten, waren Hans Kloepfer und der Drache in der Fleischhackerhöhle im Zigöllerkogel.

Der Drache schlief seit ewigen Zeiten am Rande eines Sees im Berg. Über dem See, so hieß es, hänge von der Decke ein goldener Zapfen herunter. Der Drache, von anderen auch Lindwurm genannt, musste diesen Schatz bewachen. Aber wehe, wenn er sich erzürnen sollte über Eindringlinge, die das Gold haben wollten! Dann würde er aufwachen und tobend die Bergwände mit seinem Schwanz zerschlagen. Das Wasser würde überlaufen, der Gradenbach anschwellen und den Ort Köflach überfluten bis nach Rosenthal hinunter.

Andere, reale Bedrohungen waren es, die uns der Fliegeralarm in den Jahren 1944 und 1945 anzeigte. Wenn die Sirenen ertönten, liefen wir an der Glasfabrik vorbei sogar in den Zigöllerkogel hinein, in einen künstlich in den Fels hineingesprengten Stollen. Heute sind sowohl der Stollen auf der Ostseite als auch die Drachenhöhle auf der westlichen, der Bachseite des Berges, verschlossen. Aber nicht nur der Berg bot Schutz vor den Bomben, sondern auch das sogenannte Schuhfabrikhaus, ein Wohnhaus für Arbeiter der Köflacher Schuhfabrik, war unser Ziel bei Fliegeralarm, es lag ganz nahe an unserer Wohnung, und wenn nicht genug Zeit war, zum Stollen im Berg zu laufen, dann rannten wir in den Schutzkeller des Schuhfabrikhauses. Es war ein ursprünglich von der Köflacher Brauerei als Bierkeller errichtetes Gebäude mit einem Gewölbe – ob es Bomben ausgehalten hätte? Jedenfalls erinnere ich mich an einen Angriff von Bombern, bei dem ich mit der Mutter und der Schwester im Keller war, und ich schmiegte mich an meinen Freund Manfred, der ein Jahr älter war als ich, und wir sagten uns, wir wollten gemeinsam sterben, weil wir uns lieb hatten. Es kam nicht dazu. Trotzdem gab es in Köflach Tote durch Bombardierungen, und ich erinnere mich noch an sogenannte Trichter, Bombentrichter, die von Luftangriffen stammten. Ziel war die nahe gelegene Glasfabrik, die Bomben fielen aber in Gemüsegärten dort, wo heute die sogenannte Nordspange den Gradenbach überquert.

Um zum Drachen zurückzukommen, es gab wohl niemanden, der ihn jemals gesehen hätte, aber den Doktor Kloepfer kannte ich, nämlich als Arzt. Seine Dialektgedichte finde ich heute noch aus mehreren Gründen interessant, aus sprachlichen, aus inhaltlichen; aber als Dreijährige wusste ich davon nichts. Der Doktor erscheint in meiner detaillierten Erinnerung im weißen Kittel und mit der Impfspritze in der Hand. Da die Impfstelle am Oberarm bald zu eitern anfang, musste mich meine liebe Mutter noch einmal in die Ordination zu dem damals 76-jährigen immer noch praktizierenden Arzt bringen – die jüngeren Ärzte waren vermutlich »im Felde« oder schon gefallen. – Auf dem Schoß der Mutter sitzend, ertrug ich, nach örtlicher Betäubung, der sogenannten Vereisung, den Schnitt ins Fleisch, ich schaute dem Doktor dabei zu. Bis heute ist das unvergessen. Wenn ich später als Leserin die Stadtbücherei in seinem ehemaligen Haus besuchte und er mich vom Ölporträt herunter anschaute, wenn ich dann durch den Park nach Hause ging an seiner wenig gefälligen Bronzestatue vorbei, dann fiel mir mein durch eine Narbe entstellter rechter Oberarm ein.

Wie sich das Bild dieses Mannes verändert hat, das könnte ich als ein Beispiel dafür anführen, wie »gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit« passiert.

Als wir schon in die Schule gingen, pflegte unser Vater uns sehr gerne Dialekt-Gedichte von Hans Kloepfer vorzulesen. Er war dabei sprachlich und darstellerisch gut. Die dramatischen kleinen Meisterwerke wie »Da Russ« oder »Bol i`n Stodl deckt hon, rost i aus« kamen seiner bei Gericht geschulten Anwalts-Rhetorik entgegen. Spätestens seit der steirische Autor Gerhard Roth 1981 (Kleine Zeitung vom 12. Juni 1981) in der Öffentlichkeit auf die NS-Vergangenheit des »Dichterarztes« hingewiesen hat, muss ich selber dessen Parteinahme für ein verbrecherisches Regime reflektieren. Zum 10. April 1938 hatte er »alle Österreicher, . . . besonders auch den Bauernstand« in Zeitungen dazu aufgerufen, für Hitler zu stimmen, weil der gesagt hätte, »Deutschland wird ein Bauernreich sein, oder es wird nicht sein« (zitiert nach Stefan Karner, Die Steiermark im Dritten Reich 1938-1945, Graz 1986). Wie wenig real, ja wie widersinnig dies alles war, konnte Kloepfer nicht mehr erleben, er starb mit 77 Jahren im Juni 1944.

Ich meinerseits hatte das Glück, erst in der Republik in die Schule zu kommen, wo uns langsam, aber immerhin, die Werte der Demokratie und des Rechtsstaates beigebracht wurden. Über die unmittelbare Vergangenheit lernten wir allerdings in zwölf Schuljahren fast nichts, auch der Begriff der Minderheitenrechte wurde uns nicht beigebracht, wie es heute doch üblich ist.

Ein aus Köflach stammender Steirer, dessen Verdienste um das Land evident sind, hat mit seinem Buch »Momentaufnahmen – Menschen, die mir begegnet sind« (Graz 1975) mein historisches Interesse für Vorgänge in der Stadt geweckt, in die ich nach mehr als 50-jähriger Abwesenheit zurückgekehrt bin. Der Kulturwissenschaftler und Kulturpolitiker Hanns Koren (1906 bis 1985) schildert darin etwa meinen Großvater Anton Tax als Lehrer und Landschaftspfleger. Auch an meinen Vater Herbert (1907 bis 1989) erinnert er, die beiden waren Nachbarkinder und gute Freunde fürs Leben. Beide waren in gewisser Weise durch den Besuch des Fürstbischöflichen Gymnasiums in Graz geprägt.

Einen Abschnitt widmet Koren dem Ehepaar Ignaz Braun und Klara Braun, geborene Singer; anscheinend waren sie die einzigen Juden in Köflach. Sie besaßen ein Geschäft, in dem es alles von Essiggurken über Zucker und Mehl bis zu Kleiderstoffen gab; solche Geschäfte werden heutzutage in Museen der »Alltagskultur« nachgebaut, wie etwa im Freilichtmuseum in Stübing, das seine Gründung bekanntlich dem Volkskundeprofessor Hanns Koren verdankt. – Koren vermutet in seinem Artikel, dass die beiden Brauns im Jahr 1938 nach Graz in eine »Alterspension« gekommen seien. Aus einem Bedürfnis nach Harmonie heraus schreibt er, er hoffe, dass sie bald darauf gestorben seien.

Ich begann daraufhin, nach Zeitzeugen zu suchen. Zwei Frauen aus meiner näheren Bekanntschaft, beide um 1925 geboren und in armen, ja sogar sehr armen Familien groß geworden, hatten noch durchaus lebendige Erinnerungen an die Brauns und ihr Geschäft. Die beiden Kaufleute hätten von den armen Familien oft kein Geld verlangt. So wurde bezeugt, was bei Koren zu lesen ist: »Dass er (Ignaz Braun) vielen Leuten oft den Kaufpreis für die ›Fassung‹ auf längere Zeit hin stundete. . . oder ihnen bei großer Bedürftigkeit die Schulden erließ«. Die eine meiner Zeitzeuginnen, Romy Kager, ist inzwischen gestorben; ihre Familie war für heutige Verhältnisse unglaublich bedürftig. Der Vater war als Arbeiter von der Schuhfabrik »ausgesteuert« worden. Ich kannte diesen Begriff nicht – es bedeutete, dass er ohne Arbeit und ohne jegliches Einkommen war. Es gab damals nichts, was einem Arbeitslosengeld oder einer Sozialhilfe entsprach; die Betroffenen konnten nichts anderes tun als Betteln gehen. Das fand in den dreißiger Jahren in Köflach statt, ehe der »Anschluss« und die Aufrüstung den »Aufschwung« brachten. Ich ging in die Archive.

Der Kaufmann Ignaz Braun wurde im April 1938 krank, also kurz nach dem eben erwähnten »Anschluss«, und kam laut Meldezettel im Köflacher Gemeindeamt zu Ostern nach Graz in das Sanatorium Hansa. Er starb dort nach etwa zehn Tagen am 27. April, im Alter von 71 Jahren. Klara Braun sowie vier verheiratete Schwestern von Ignaz Braun, die in Graz und Wien lebten, waren seine Erben; das Ehepaar hatte selbst keine Kinder. Nun begann, wie es in den Akten nachzulesen ist, die rassistische Maschinerie zu arbeiten. Klara muss, wie alle Juden, ihr Vermögen deklarieren. Das Geschäft kann sie nicht mehr weiterführen, sie verkauft es mitsamt dem Gebäude – die heutige Adresse lautet Hauptplatz 9 an der Einmündung der Piberstraße. Nach 1945 gab es ein Rückstellungsverfahren, das mit einem »Vergleich« der Erben von Klara Braun und der Erben des nichtjüdischen Käufers – der 1945 gestorben war – endete. Andere Grundstücke, die die Brauns hatten, die bis dahin als Kleingärten verpachtet waren, mussten ab 1939 verkauft werden. Ein weiteres Grundstück »verfällt« 1943 dem Deutschen Reich. Das war eine echte entschädigungslose Beschlagnahme, die damals »Arisierung« genannt wurde. Auf dem Grundstück sollten Wohnungen für SS-Leute gebaut werden, aber der 1944 begonnene Rohbau wurde erst nach 1945 fertiggestellt und das Eigentumsrecht kam später an die Republik Österreich. Heute ist in diesem Gebäude die Polizei untergebracht.

Die Witwe Klara Braun siedelte erst nach Graz, später wurde sie gezwungen, nach Wien zu siedeln, wohin alle österreichischen Juden konzentriert wurden. Sie und drei ihrer Schwägerinnen wurden im Jahr 1942 nach Theresienstadt deportiert. Klara starb dort im Konzentrationslager am 14. März 1944 im Alter von 73 Jahren. Auch die drei Schwestern von

Ignaz Braun starben dort, doch ihre Todesdaten sind nicht bekannt. Der vierten Schwester war die Flucht nach Palästina gelungen.

Woher kamen die beiden Köflacher? Ignaz Braun war aus Schlaining, das zur Zeit seiner Geburt in Westungarn lag, das heutige Stadtschlaining im Burgenland. Seine Familie ist dort nachgewiesen, und auf dem dortigen jüdischen Friedhof gibt es einige Gräber von Verstorbenen mit dem Nachnamen Braun. Klara, geborene Singer, kam aus einem kleinen Ort nördlich von Pressburg, heute Bratislava, die Gegend war zur Zeit ihrer Geburt ebenfalls zu Ungarn gehörig und wurde erst nach 1918 der Tschechoslowakei zugeschlagen. Beide Brauns waren sozusagen Alt-Österreicher. Bekanntlich war Ungarn, anders als die habsburgischen Kronländer, gegenüber den Juden tolerant, und insbesondere in Westungarn gab es einige recht beachtliche jüdische Gemeinden, vor 1918.

Zurück ins Jahr 1938: Im Deutschen Reich war für Juden inzwischen eine »Vermögensanmeldung« gesetzlich vorgeschrieben. Klara Braun gab nach dem Tod ihres Mannes »lt. Bücher des Verstorbenen« in ihrer Anmeldung am 28. Juni 1938 einen Außenstand von knapp neuntausend Reichsmark an und bemerkte dazu, »das sind größtenteils Forderungen gegen Arbeiter, Bergleute usw., welche zum Großteil uneinbringlich sein dürften; hier kann daher nicht gesagt werden, wie viel diese Forderungen wert sind« (Akten im Steiermärkischen Landesarchiv). Bei der Höhe dieses Betrages waren es sicherlich nicht wenige Familien, die als Schuldner in Frage kamen. Sie mussten ebenso wie die Grundstückskäufer wissen, dass Klara Braun plötzlich »verschwunden« war, und die vertragsabschließenden Rechtsanwälte mussten es wissen und die Nachbarn und so weiter.

Es ist schon lange her, aber es ist noch nicht vergangen. Aber die sich noch selber erinnern, werden bald nicht mehr am Leben sein. Und auch Klara Braun verdiente eine Gedenktafel, so wie Viktor Suppan und 35 andere ermordete Widerstandskämpfer aus dem Bezirk, deren 36 Namen in Bronze auf einem schlichten Denkmal zu lesen sind, an der Bahnhofstraße südlich der Michaeli-Kirche in Voitsberg. Die meisten von ihnen waren Kommunisten und Sozialisten und hofften, dass mit Hilfe ihrer Weltanschauung eine bessere Welt geschaffen werden könne.

Auf dieser Tafel steht: »Sie starben für die Freiheit.« Sie starben für unsere materielle Freiheit und die Freiheit unserer Gedanken und Meinungen. Sie selber gingen in den Tod. Aber wegen der Erinnerung an diese Widerstandskämpfer und an die Opfer der Diktatur, allein

wegen dieser Erinnerung darf der Lindwurm im Zigöllerkogel nicht aufgeweckt werden, darf das Tal mit Köflach nicht untergehen.

Und wenn jemand denkt, wegen anderer Weltanschauung von den 36 getrennt zu sein, kann er bei Hanns Koren lernen, der für seine liberale Einstellung und seine Toleranz heute noch Vorbild sein kann, der die Grenzen zwischen Regionen und Menschen als Chance zu ihrer Überschreitung begriff, wie er es in vielen seiner Projekte demonstrierte und es zum Beispiel in einem Aufsatz aus dem Jahr 1965 mit dem Titel »Wir haben das Gespräch zu führen« artikuliert. Wenn ich jetzt das steirische Rad der Zeit hin und her gedreht habe, so deshalb, weil auch zeitlich jeder Punkt ein Anfang und ein Ende sein kann.

Zuerst erschienen in: Unsere Steiermark. Herausgeber Johannes Koren. Graz 2003.

II. Blick auf Graz von außen.

Graz Hauptbahnhof, Frühling 1997 . – In Köflach hatte ich meine Mutter besucht, nun fuhr ich über Graz und Wien nach Berlin zurück, wo ich damals – seit 25 Jahren – wohnte. Die Graz-Köflacher Eisenbahn, GKB, bot keinen direkten Anschluss, und so ging ich in das Bahnrestaurant »Rosenkavalier«. Jetzt, wo ich dies aufschreibe, ist es wegen der Renovierung des Grazer Bahnhofsgebäudes geschlossen. Ich sah mich nach einem Platz um. Eine Frau winkte mich zu sich, sie saß alleine an einem Vierertisch bei einem Glas Wein. Freundlich sah sie aus.

Ich setzte mich zu ihr. Es ging bei ihr mit dem Reden gleich los. Sie wohne in Ehrenhausen, sei gerade mit dem Zug von dort hergekommen und mache »wie immer« eine Trinkpause am Bahnhof. Danach würde sie mit dem Autobus Nr. 35 zu ihrer Schwester fahren, vier Stationen in Richtung Kalvarienberg, um dort ein paar Tage zu helfen bei der Hausmeisterei. Frau Josepha bzw. Pepi, das sei sie, 65 Jahre alt, fünf Kinder, zwei Töchter, drei Söhne, elf Enkel. Seit sechs Jahren Witwe. Werbende Männer weise sie ab, sie brauche niemanden, auch nicht »zum Arbeiten«. Denn sie wohne im Häusl mit ihrer Tochter und deren Mann und den drei Dirnderln und habe nach dem Tod ihres Mannes an die jüngste Tochter »übergeben«, und da brauche sie niemanden.

Und ob ich »allein« sei. Ich gebe Familienstand und Kindeszahl an und sage, dass ich nach Wien weiterfahre und dann nach Berlin. Ihr rötliches Gesicht, ein hübsches G'sichterl, weißer Schopf, gut geschnittene kurze Frisur, fängt an zu strahlen. Berlin!

Da war ihr Mann einmal. »Ach ja?«, frage ich. Ja, im Krieg, in Berlin und Norwegen und in Island, dort oben war er, und ich denke mir, sie meint Estland. Plötzlich deutet sie mit ihrer rechten Hand auf eine Stelle ihres linken Armes. »SS war er«, sagt sie, mit einem andeutungsweise verschwörerischen Ausdruck, indem sie die Augenbrauen hochzieht und den Kopf ein wenig nach vorne in meine Richtung streckt.

Ich sage aber nur, na da habe er Glück gehabt, dass er nicht in Russland, Stalingrad und so war. »Ja«, sagt sie. Und er war zehn Jahre älter als sie und also 23 oder 24 bei Kriegsende.

Und dann erzählt sie weiter. Ja, ihren Kindern sei nichts geschenkt worden, aber die Enkel, die sind halt schon verwöhnt, sagen, eine Barbie-Puppe zu Ostern, das soll es schon sein. Dann plötzlich wieder das Strahlen der Augen: Sie deutet mit der Hand einen Kragen um den Hals an: Ja sie war als Mädchen beim BDM, das war schön damals. Die Uniform, und überhaupt. Und 1945 war sie dann in Graz in Stellung, sie kennt die Stadt sehr gut. Aber sie lebt gern in Ehrenhausen. Gleich wo die Weinstraße anfängt, da hat sie ihr Häusl, alles dabei, Gemüse, Obstbäume, ein bisserl Wein. – Ich frage, wie der Wein des vorigen Jahres war. »Gut«, sagt sie, zwar nicht viel Sonne, aber genügend Regen. Gut.

An der Weinstraße groß geworden, kann sie slowenisch. Die Kellnerin, die ihr noch ein Glas Wein bringt und mir meinen Teller mit Palatschinken hinstellt, wird von ihr für eine Slowenin gehalten. Erst sagt Frau Pepi ein paar slowenische Worte zu ihr, dann fragt sie: »Kommen S' von unten?« Nein, sagt das hübsche Mädchen auf Hochdeutsch, sie sei aus dem Kosovo. Die geografischen Auffassungen der beiden verwirren mich, scheinen sich aber vorzüglich zu vertragen.

Ja, die Frau Pepi versteht slowenisch, aber ihrer Tochter, der Finerl-Josefine, kann sie es nicht beibringen, die will es sich nicht merken. Englisch schon, aber nicht slowenisch. Auch die Enkel, die es sogar in der Schule lernen, sagt sie, sind schwach in Slowenisch. Einer ihrer Schwiegersöhne arbeitet bei Philips. Sie meint, wer arbeiten will, der bekommt auch Arbeit. Ich sage darauf, das treffe nicht immer zu, dass der, der wolle, auch könne; es gäbe heute junge Leute, die wollten, aber trotzdem nicht könnten. Und da kommt es plötzlich aus ihr heraus: »Ja beim Hitler war net alles schlecht.«

Ich überlege, was antworten. Bloß nicht diskutieren. Ich sage nur, der Hitler war der größte Verbrecher, den es je gegeben hat. – Sie bleibt still. Ich sage, Berlin sei am Ende des Krieges so kaputt wie eine Mondlandschaft gewesen, wegen des Hitler. Und dass der Krieg das Schlimmste sei, und nur der Frieden wichtig.

Ich frage nur noch, was ihr Mann nachher gemacht habe, beruflich; sie sagt, beim Straßenbau sei er gewesen. Asphaltierer. Und dann ist es Zeit für meinen Zug.

Graz 1939 bis 1945. – Vom Nachthimmel fallende leuchtende Körper waren die ersten visuellen Eindrücke, die ich mit Graz in Verbindung brachte. Die Erwachsenen bezeichneten sie als Christbäume. Es hieß, dass die westlichen Alliierten nun bald von Italien heraufkämen, vorher aber noch mit Hilfe ihrer Flugzeuge und dieses Zaubers am Himmel die Stadt beleuchteten, um Bomben darauf fallen zu lassen. Ich war im Jahr 1944 fünf Jahre alt. Von Köflach aus gesehen, wo wir wohnten, fielen die Leuchtkörper und die Bomben in östlicher Richtung nieder. Unvergessene, heute noch jederzeit abrufbare Bilder.

»Bei Fliegeralarm verteilen sich die Theaterbesucher laut Anordnung der Polizei, je nach Sitzplatz, auf die auf der Rückseite der Eintrittskarte und durch Anschlag bekanntgegebenen öffentlichen Luftschutzräume. – Das Theater bekommt Vorwarnung.« So steht es auf dem Programmzettel der Städtischen Bühnen Graz, Opernhaus, vom Freitag, den 31. März 1944. Aufgeführt wurde an dem Abend *Gianni Schicchi* von Giacomo Puccini. Über das Kriegsende 1945 schreibt Stefan Karner (*Die Steiermark im Dritten Reich 1938-1945*. Graz 1986, S. 475; dort auch Abbildung des Programmzettels vom 31. März 1944, aus dem das Zitat stammt):

»Seit zwei Jahren flogen fast täglich britische und amerikanische Bomber-Geschwader über das Land. Im Luftkrieg starben allein in Graz an die 2.000 Menschen, 20.000 Wohnungen und unzählige Gebäude wurden zerstört.« Meine Schulfreundin Gitta Dopona, die in der Herren-gasse wohnte, erzählte mir später, dass sie mit der Familie bei Fliegeralarm in den Schlossbergstollen gelaufen sei. Es ist jenes zum Schutz der Bevölkerung errichtete System von Höhlen und Gängen im felsigen Schlossberg, wo heutzutage Kulturveranstaltungen stattfinden; die Örtlichkeit wird jetzt »Dom im Berg« genannt.

Graz 1949 bis 1967. – Mit zehn Jahren kam ich nach Graz, um da die Schule zu besuchen. Die Eltern entschieden sich, mich ins Akademische Gymnasium am Tummelplatz zu schicken. Noch eindrucksvoller als die Aufnahmeprüfung war an demselben Tag der Schuhkauf mit

der Mutter. Ich bekam Schuhe erstmals aus einem echten Schuhgeschäft, Haferl-ähnliche Schuhe aus braunem Leder. Da dachte ich allerdings nicht mehr an die »Christbäume«, und doch gab es durchaus noch Spuren von Zerstörungen, so war etwa das Gebäude des Hauptbahnhofes noch weggebombt und nur durch ein Provisorium von Baracken ersetzt. Ich fuhr jeden Montag in der Früh mit der GKB von Köflach nach Graz, die Baracken standen bis in die fünfziger Jahre, bis der neue Bahnhof errichtet war, der seit den Anfangsjahren des »neuen Jahrtausends« nun renoviert wird.

Auch ein Teil des Gebäudes unserer Schule zur Einspinnergasse hin war im Jahr 1949 noch kriegszerstört, so dass wir keine Turnhalle hatten. Das war nicht schlimm, in der Volksschule hatte ich auch nur im staubigen Schulhof geturnt mangels anderer Gelegenheit, und wir turnten hier in Graz immerhin in der Landesturnhalle am Rande des Stadtparks. In jener Zeit war die Stadt recht grau und nicht so bunt, wie mir die Gassen und Häuser heute erscheinen. Aber da ich nichts anderes kannte, fiel es mir nicht auf, und erst heute stehen die herausgeputzten Höfe, Passagen, Lokale, Wirtsgärten, Ecken und Winkel im Kontrast zur Erinnerung aus der Schulzeit.

Zu meinem vierten Geburtstag hatte mir Maria Tax-Kolanowitsch, die Schwester meines Vaters Herbert, ein Büchlein geschenkt. Damals enthielten die Bücher noch Widmungen: »Zum vierten Geburtstag 1943. Tante Maria«. Das Buch hieß »Stadtparkmärchen für Kinderseelen« von Stefanie Poschinger, geborene von Hauer, mit Bildern von Bertha Ungersthaler, erschienen in der Alpenland-Buchhandlung Südmark, Graz, Joanneumring 11; erste Auflage 1918, mein Exemplar ist aus der zweiten Auflage von 1925. Die Illustrationen und Vignetten weisen es als Produkt des Jugendstiles aus, und die Poesie der kleinen Geschichten entstammt stilistisch der unwirklichen Zeitlosigkeit des frühen 20. Jahrhunderts. Aber einiges von diesem Büchlein mit seinen bescheidenen schwarz-weiß-Abbildungen hat auf mich gewirkt. Da sind zuerst die Bilder der Bäume mit den menschlichen Gesichtern; die Pflanzen wurden als Personen dargestellt, und so gab es tanzende Bäumchen auf nächtlichen Festen, eine Trauerweide war angetan wie eine Dame mit Schleiern und Spitzen, und die Amseln und Eichhörnchen konnten sprechen. Ich habe es nicht nachgeprüft, aber vermutlich hatte die Autorin ganz bestimmte botanische Gegebenheiten des Parks geschildert. Was mich jedoch nie verlassen hat, das ist die Erinnerung an einige Namen in diesem etwas sentimentalen Büchlein: Robert Hamerling, Anastasius Grün alias Anton Graf Auersperg, Friedrich Schiller, Turnvater Jahn, Peter Rosegger. Sie kommen hier als Standbilder vor mitsamt der »Waldlilie« des Bildhauers Hans Brandstetter – auch heute noch ein hübscher Schmuck des Grazer Stadtparks nach ei-

nem Motiv von Rosegger, als Inventar der Gartenlandschaft. Am »Drunter- und Drüber-Tag« steigen sie im Märchenbuch von ihren Sockeln, wer keinen Unterleib hat, bekommt Prothesen, und dann feiern sie fröhlich.

Ich erinnere mich, dass mir meine Mutter Hedwig erklärte, wer diese Leute waren. Das war meine erste Begegnung mit der Literatur für Erwachsene, mit der Grazer Literatur. Vermutlich bin ich durch die Märchen vom Stadtpark neugierig geworden auf Schriftsteller als Menschen.

»Da steigt einmal der Hamerling herunter und legt sein Buch indessen auf den Sessel: er streckt seine Beine, die ihm vom langen Sitzen immer müde werden; dann eilt er zum Anastasius Grün und hilft dem herunter. Der hält ihm schon eine Hand entgegen, so geht's ganz leicht. Jedesmal, wenn er unten ist – seine Papierrolle lässt er auch auf dem Sockel liegen, – fragt der Hamerling: ›Und was ist's mit dem Auersperg?‹ Und der Grün sagt jedesmal: ›Aber Freund, das bin ja auch ich!‹ – ›Ach so, richtig, das vergess' ich immer‹, sagt Hamerling.« So steht es auf Seite 38 des genannten Büchleins.

Mich faszinierte es, dass einer einen anderen Namen annimmt, wenn er Bücher macht. Vermutlich fand ich es deshalb ganz in Ordnung, als bei einer frühen Lesung von Walter Ploder und Alfred Kolleritsch im Ecksaal des Joanneums, im Jahr 1959, wohl noch vor der Gründung des Forum Stadtpark, sich der beruflich exponierte Kolleritsch das Pseudonym Waegner zulegte. Ja, ehe man eine Büste oder eine Standfigur im Stadtpark erhält, muss man wohl vorsichtig sein mit seinem guten Namen in Graz.

Ich kam also aus einem steirischen Provinzstädtchen in die »Großstadt«. Das ist Graz für mich heute noch. Von der Straßenbahn bis zum Konzertsaal, vom Opernhaus und Schauspielhaus hin zu Dom und Mausoleum und zur Grazer Messe – alles war städtisch. Ich habe hier »Stadtkultur« kennengelernt, und es war tatsächlich die Periode, als es noch mehrere Tageszeitungen gab, die hier erschienen und die eine gewisse Meinungsvielfalt widerspiegelten. Auch wenn inzwischen zu meinem großen Leidwesen die »Wahrheit«, die »Südost-Tagespost« und auch die »Neue Zeit« (für letztere schrieb ich in den Sechzigern einige Jahre lang Beiträge für das Feuilleton, als Harald Kaufmann dort Chef war) nicht mehr existieren, so kratzte es mich dennoch ein wenig, als die »Süddeutsche Zeitung« (München) im Oktober des Jahres 2002 in ihrem Bericht über den Kongress der Buddhisten und den Besuch des Dalai Lama in Graz schrieb und darin den Ort des Treffens eine »beschauliche Provinzstadt« nannte. »Grät's so grät's«, hätten die Erbauer der Burg auf dem Schlossberg gesagt, und daher käme der Name

der Stadt, weil sie so gut geraten sei. So lernten wir es in steirischen Schulen. Dass der Name einmal Deutsch-Grätz – zum Unterschied von Windisch-Grätz in der Untersteier, heute Slowenien – geheißen hat, lernte ich später. Ebenso, dass die Menschen in obersteirischen Tälern vereinzelt noch im 15. Jahrhundert slowenisch gesprochen haben, wie Ferdinand Tremel in seiner Geschichte der Steiermark, Land an der Grenze, Graz 1966, schreibt. Tremel war der sehr respektierte, ein wenig gefürchtete Direktor unserer Schule und hatte sich außerdem an der Karl-Franzens-Universität für Geschichte habilitiert – unvergessen seine Titulatur als »Direktor Dozent Universitäts-Professor tit. a. o.« zusätzlich zum selbstverständlichen Doktor phil. Tremel stammte aus Öblarn in der Obersteiermark, der Name des Ortes leitet sich aus dem Slawischen ab, und »Grätz« kommt natürlich von *gradec*, kleine Burg, und die Pepi aus Ehrenhausen an der Grenze oder vielleicht sogar die Kellnerin aus dem Kosovo hätte das gewusst. »Grenze« ist, wie ich lernte, übrigens auch ein Lehnwort aus dem slawischen *granica*, was so viel wie »Mark« bedeutet.

Für alle »Zugereisten«, die beim ersten Besuch in Graz glauben, die Burg auf dem Schlossberg sei von jenen alliierten Bombern dank ihrer »Christbäume« weggebombt worden, muss erwähnt werden, dies ist nicht der Fall. Die Schleifung der Festungsanlagen erfolgte im Zuge der Franzosenkriege und war Napoleon Bonapartes Bedingung im Frieden von Schönbrunn im Jahr 1809. Nur der Uhrturm und der Glockenturm sind erhalten geblieben, weil die Grazer Bevölkerung diese Bauten von den Franzosen freigekauft hatte, so Tremel.

Eine andere erfreuliche Aktion zur Erhaltung »alter« Substanz oder besser zur Rettung vor der Abrissbirne blieb mir in guter Erinnerung, da ich sie in Graz miterlebte. In den sechziger Jahren wollten die Verantwortlichen das Rathaus auf dem Hauptplatz außen sozusagen runderneuern, und zwar nach den Plänen eines Grazer Architekten, der sie in der NS-Zeit entworfen hatte. Und nun sollten diese adolfinisch-klassizistische Entwürfe mit Unterstützung der Behörden der zweiten demokratischen Republik umgesetzt werden, stand doch noch im Kunstführer von Dehio, dem einschlägigen Werk über die Kunstdenkmäler (1956, 4. Auflage), das »historistische Rathaus« von 1893 störe mit seiner »unruhig-protzigen Fassade« den frühmittelalterlichen Charakter des Hauptplatzes. Dagegen trat ein Mann auf, Wolfgang Schaukal, Direktor der Grazer Urania. Er nahm den Auftrag der Erwachsenen-Bildung seines Instituts wirklich ernst. Denn nach seiner Meinung war zwar ein ziemliches Maß an Modernisierung in Graz nachzuholen, aber doch nicht in dieser Weise, die er als restaurative Zumutung empfand. Schaukal war wesentlich beteiligt an der Organisation des öffentlichen Protestes der Grazer Bevölkerung gegen eine falsch verstandene »Erneuerung«. Dergestalt erlebte ich eine der

ersten sinnvollen Bürgerinitiativen. Auch die Medien beteiligten sich und nahmen Stellung. Unvergesslich, wie der feinsinnige, wenn auch cholerische Schaukal mit rotem Kopf umherlief und sich zurecht ereiferte, dass die Gründerzeitfassade, welche einen klassizistischen Bau von 1807 ersetzt hatte, nun durch eine Pseudo-Rekonstruktion aus den Jahren 1938/1940 korrigiert werden sollte. Schließlich setzten sich die engagierten Gegner des Entwurfs eines wie in der Mikrowelle aufgewärmten Klassizismus durch.

Es gab damals noch eine andere erfolgreiche Protestaktion der Grazer Bürger gegen die Verschandelung der Stadt. Eine Autobahntrasse, welche die westlichen Bezirke zerschnitt und wesentlich beschädigt hätte, wurde abgewehrt. Später wurde als Ersatz für jenen geplanten Freeway durch Wetzelsdorf und Straßgang dann der Tunnel durch den Plabutsch gebaut. Ich erinnere mich an die Beteiligung von Professoren an dem damaligen Bürgerbegehren. Es waren die Stadtplaner und Architekten der Technischen Hochschule (heute Universität), darunter Hubert Hoffmann, ehemals Student am Dessauer Bauhaus, das mir allerdings damals noch nicht bekannt war, wenngleich Hoffmann bereits in einem Heft der Grazer Literaturzeitschrift »manuskripte« über Johannes Itten, den aus der Schweiz stammenden Maler und begnadeten Lehrer am Bauhaus, einen Aufsatz veröffentlicht hatte (»erziehung zum gestalten«, »manuskripte« Nummer 5, 1962). – Später sollte ich lernen, dass Itten durch Empfehlung von Alma, der damaligen Ehefrau von Walter Gropius und Witwe von Gustav Mahler, bereits bei der Gründung des Bauhauses im Jahr 1919 von Wien, wo er gelebt und gelehrt hatte, nach Weimar zog.

Nie hatten wir von dieser einflussreichsten deutschen Kunstschule Bauhaus in unserer Schulzeit gehört. In der Mittelschule war erstens unser Kunstunterricht höchst akademisch-altmodisch, und zweitens endete unser Geschichtsunterricht für Deutschland mit dem Jahr 1933 und für Österreich mit dem Jahr 1934. Er endete genau vor jenen kritischen Jahren, in denen die Gegenwart oder mindestens die Zeitgeschichte beginnt. So hatten wir weder über Mitläufertum noch über Widerstand etwas gelernt. Umso wichtiger waren die Beispiele von Zivilcourage, die damals von gesellschaftlich interessierten Gruppen, von jüngeren und älteren Leuten, gegeben wurden, die sich verantwortlich fühlten. Heute ist manches selbstverständlich, was damals noch neu war. Auch dass ich als Arbeitsmigrantin nach Deutschland ging, wo manche noch Graz für eine tschechische Stadt hielten.

Zuerst erschienen in: Graz von außen. Herausgeber Klaus Hoffer und Alfred Kolleritsch. Droschl Verlag, Graz 2003.